

Brauchen wir mehr Afrika-Politologen und weniger Äthiopisten?

Bierschenk, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GIGA German Institute of Global and Area Studies

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bierschenk, T. (2003). Brauchen wir mehr Afrika-Politologen und weniger Äthiopisten? *Afrika Spectrum*, 38(2), 245-250. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-119697>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Debattenbeiträge

Thomas Bierschenk

Brauchen wir mehr Afrika-Politologen und weniger Äthiopisten?¹

Ulf Engel beklagt in seinem Debattenbeitrag den Zustand der deutschen Afrikawissenschaften. Er bezieht sich dabei u. a. auf ein Interview von Rainer Tetzlaff mit dem Evangelischen Pressedienst (epd-Entwicklungspolitik 3 -2003: 21-25), das in ähnliche Richtung argumentiert, wenn auch sehr viel holzschnittartiger. Engel und Tetzlaff sagen viel Richtiges und Sinnvolles, aber auch viel Unsinniges (Tetzlaff deutlich mehr Unsinniges als Engel). In ihrer allgemeinen Stoßrichtung sind ihre Analysen einseitig und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen falsch. Natürlich benötigen wir mehr gegenwartsbezogene Afrikaforschung, das Problem sind dabei jedoch nicht die sogenannten „Orchideenfächler“ (die z. T., wie die Ethnologie, Tausende von Studenten haben), sondern die eurozentristische Verengung der großen sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie der Politologie, der Soziologie und der Wirtschaftswissenschaften, die sich weitgehend auf eine Art „Nordatlantik-Perspektive“ der Welt beschränken, und somit den größten Teil der Weltbevölkerung in ihren Analysen systematisch ausblenden.

Besondere Brisanz erhalten Engels Äußerungen dadurch, dass er sie mit falschem Zahlenmaterial unterlegt, das seitdem auch in der deutschen Presse zitiert wird². Auch Tetzlaff operiert in seinem Interview mit falschen Tatsachenbehauptungen.

Zunächst zu den Zahlen: Ich frage mich, warum die Tabelle am Schluss des Debattenbeitrags von Engel neben den C3- und C4-Positionen auch die C2-Positionen abbildet (die in der Regel befristet sind), aber weder die Juniorprofessoren noch die Habilitierten im Mittelbaubereich verzeichnet, die doch in Forschung und Lehre die gleichen Aufgaben wie C2-Dozenturen innehaben. Auch die Spalte „Kultur“ wird nicht weiter erklärt, und die (zweifelloso doch wohl gegenwartsbezogenen) Rechtswissenschaften, die in Bayreuth immerhin einen

1 Zum Debattenbeitrag von Ulf Engel in *afrika spectrum* 38 (2003) 1: 111-123, und zu Rainer Tetzlaff „Bernd Luderemann im Gespräch mit Rainer Tetzlaff: ‚Die Dritte-Welt-Forschung hat keine starke Lobby‘. Zur Lage der Afrika-Forschung in Deutschland“, *epd-Entwicklungspolitik*, 3-2003: 21-25 (http://www.epd.de/entwicklungspolitik/entwicklungspolitik_index_12941.htm)

2 s. Lucius, Robert v.: ‚Schwarze Orchidee in Not. Mehr als Linguistik: Ein Plädoyer für die Zukunft der deutschen Afrikanistik. Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 29.10.2003

afrikabezogenen Lehrstuhl haben, fehlen. Noch schwerer wiegt allerdings die Tatsache, dass bei allen angegebenen Universitäten, für die ich einen Überblick habe, bei meiner eigenen, Mainz, angefangen, die Zahlen falsch sind! Nach eigener Aussage hat der Autor sich darauf beschränkt, die jeweiligen Websites der Universitäten anzusteuern, und sich nach der formalen Bezeichnung der Professuren gerichtet. Dieses Prinzip hat er jedoch anscheinend nicht systematisch durchgehalten, sondern manchmal Professuren aufgelistet, deren formale Bezeichnung auf Afrika verweist, und manchmal solche, die sich inhaltlich in Forschung und Lehre mit Afrika auseinandersetzen, gelegentlich auch solche, die weder formal noch inhaltlich etwas mit Afrika zu tun haben. Wo es ins Argument passte, wurden auch, so bei den Linguisten, Professuren mitgezählt, die seit Jahren nicht (etwa in Frankfurt) oder die mit Nicht-Linguisten besetzt sind (wie in Köln); die Zahl der Afrika-Historiker wurde kurzerhand um ein Drittel hochgerechnet (unter Anlegung des Prinzips der formalen Bezeichnung gibt es in Deutschland fünf Professuren und eine zur Streichung vorgesehene Dozentur, während Engels von acht Stellen spricht). Dieses eklektische Verfahren führte dann zu ganz überraschenden Ergebnissen. Um nur einige der frappierendsten zu nennen: in Bayreuth wird nach Engel gar keine afrikabezogene Ethnologie gelehrt (in Wirklichkeit gibt es dort in der Ethnologie derzeit zwei Professuren, eine Juniorprofessur und eine C2-Stelle mit Afrikabezug), Rainer Tetzlaffs Professur in Hamburg ist ebenso verschwunden wie die anderer renommierter deutscher Afrika-Politologen und -Soziologen (beiderlei Geschlechts) und Leipzig, Engels eigene Universität, ist, wer hätte das gedacht, auf gleicher Augenhöhe mit Bayreuth zu einem der beiden größten Zentren der deutschen Afrika-Forschung avanciert. Im Laufe des Textes beklagt Engels die „zuweilen dürrtige empirische Basis veröffentlichter Forschung“ im Bereich der Afrikawissenschaften. Man hat fast den Eindruck, er wolle mit seiner Tabelle ein Beispiel dafür setzen, wie man empirische Erhebungen nicht machen sollte. Genauso, wie sich die Afrikaforschung nicht auf Zeitungslektüre und internationale Kongressbesuche beschränken sollte, sondern häufige und längerfristige Aufenthalte vor Ort erfordert (was in „Orchideenfächern“ wie der Linguistik und der Ethnologie zum selbstverständlichen methodischen Standard gehört, in der deutschen Afrika-Politik leider noch nicht), so wäre es auch sinnvoll gewesen, die aus dem Internet gewonnenen Zahlen nochmals durch Gespräche mit Gewährsleuten vor Ort (dies hätte man leicht per Telefon machen können) zu überprüfen. Warum der Autor die Tabelle auch dann nicht korrigierte, als er (anscheinend von mehreren Seiten) auf die Fehler im Manuskript hingewiesen wurde, und warum das *afrika spectrum* solch offenkundig falsches Zahlenmaterial überhaupt abdruckt, ist mir unerklärlich. Jeder, der zum Beispiel einmal in einer internationalen Entwicklungsagentur gearbeitet hat, weiß (man schaue sich nur einmal die Außenhandelsstatistiken westafrikanischer Länder an), dass gerade Tabellen ihr Eigenleben haben; einmal in die Welt gesetzt, werden sie unweigerlich auch als wahr zitiert, wie die Rezeption von Engels Beitrag in der Presse jetzt einmal mehr beweist.

Versuchen wir auch gleich noch, ein begriffliches Missverständnis zu klären, das die Argumentation unnötig belastet: es erscheint mir sinnvoll, die Begriffsbildung „Afrikanistik“ in Anlehnung an Germanistik, Romanistik, etc. zu gebrauchen und damit die Wissenschaft von afrikanischen Sprachen und Literaturen zu bezeichnen. In diesem Sinne wird der Begriff heute auch an den meisten deutschen Universitäten verwandt. Davon zu unterscheiden wären die Afrikawissenschaften (oder auch Afrikastudien bzw. Afrikanologie), die allen Wissenschaften, insbesondere die Sozial- und Geisteswissenschaften, umfassen, die sich mit Afrika beschäftigen, einschließlich der Afrikanistik. Eine solche Unterscheidung würde auch zum modernen internationalen Sprachgebrauch passen, wo man heutzutage in der Regel von *African Studies* oder *Etudes Africaines* spricht, wenn man das gesamte Spektrum der Fächer meint, die sich mit Afrika beschäftigen, und wo die Sprachwissenschaften ein Teil dieser *African Studies* sind. (Der Begriff *africanisme* gerät im französischen Sprachraum wegen seiner Assoziationen mit einer kolonial geprägten Ethnologie und Geschichtswissenschaft zunehmend außer Gebrauch.) Dass Engels Institut in Leipzig den Begriff „Afrikanistik“ (und nicht, wie etwa in Bayreuth, Mainz und Berlin, „Afrikastudien“ oder „Afrikawissenschaften“) im Titel trägt, ist der Übernahme einer in der DDR stärker als in der Bundesrepublik tradierten Auffassung aus der Frühzeit der deutschen Afrikaforschung zu verdanken: in der DDR wurde unter Afrikanistik in der Tat auch eine historische und kulturwissenschaftliche Regionalkunde verstanden, die allerdings dort stärker als im Westen unter einem tradierten philologischen Primat stand. Das hat man nach der Wende in Leipzig, anders als in Berlin, anscheinend nicht aufgeben wollen. Man muss einräumen, dass die Begriffsverwirrung keine rein west-östliche ist, denn auch der, in der alten Bundesrepublik in den 1960er Jahren gegründete, Fachverband der Afrikawissenschaftler nennt sich „Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland (VAD)“, umschließt aber heute gerade die Sprachwissenschaftler nicht, die sich – obwohl einige von ihnen einst an der Gründung des VAD beteiligt waren – in einem eigenen „Fachverband Afrikanistik“ organisiert haben! Ich halte es auf jeden Fall nicht für besonders fruchtbar, aus diesen historisch begründeten Begriffsbildungen hegemoniale Ansprüche in die eine oder andere Richtung abzuleiten oder diese Begriffe zu essentialisieren (im Sinne von: gibt es Afrikawissenschaften, die „eigentlicher“ sind als andere). Vor allem aber sollte man sich davor hüten, die spezifischen Probleme einer einzelnen Universität oder eines bestimmten Faches an einer einzelnen Universität auf die Situation der deutschen Afrikawissenschaften allgemein zu projizieren – eine durchgehende Tendenz sowohl in Engels wie in Tetzlaffs Ausführungen.

Der Anlass für die Ausführungen von Engel und Tetzlaff war das Scheitern des Hamburger Afrika-SFB. Nun ist dieses Scheitern zwar zu bedauern, aber erstens ist es (wiederum) empirisch falsch, zu behaupten (wie Tetzlaff es tut), es habe sich um den einzigen gegenwartsbezogenen Afrika-SFB in Deutschland gehandelt. Tetzlaff unterschlägt dabei souverän die Existenz der hervorragend arbeitenden Kölner und Bayreuther SFBs sowie des gerade nach 15 Jahren ausgelaufenen SFB in Frankfurt. Und zweitens verwundert es doch etwas, dass Tetzlaff anscheinend überhaupt nicht die Möglichkeit in Betracht zieht, dass der Hamburger Afrika-SFB aus den gleichen Gründen gescheitert sein könnte, aus denen jährlich viele

SFBs der unterschiedlichsten Fachrichtungen scheitern: weil ihre Qualität von den Gutachtern insgesamt als möglicherweise gut bis sehr gut, aber als im Vergleich und im Bezug auf die begrenzten Mittel der DFG als eben nicht exzellent angesehen wurde. Stattdessen eine Verschwörungstheorie zu konstruieren, stellt eine Diffamierung der an der Begutachtung des SFB beteiligten Afrikawissenschaftler dar, denen sachfremde Erwägungen unterstellt werden. Ebenso unter der Gürtellinie liegt Tetzlaffs Behauptung, „die“ Ethnologie (er spricht wohlge-merkt von dem gesamten Fach!) interessiere sich bloß dafür, ob „es in dem einem oder anderen Dorf Hexerei oder etwas Bemerkenswertes im Sozialverhalten Einzelner“ gebe- also Dinge, die „nicht so fürchterlich interessant“ seien. Nicht nur zerrt Tetzlaff hier, für den Eingeweihten leicht erkennbar, einen Konflikt mit einem Kollegen innerhalb des Hamburger SFB in sehr unsachlicher Weise in die Öffentlichkeit; er wertet auch gleich noch ein ganzes Fach ab, dessen Arbeiten er anscheinend gar nicht kennt. Auch hier wäre (gerade für jemanden, der für sein Fach eine exklusive Kompetenz für die Herausarbeitung der „großen Tendenzen“ reklamiert) eine kleine empirische Anstrengung, z. B. der gelegentliche Blick in die Fachzeitschriften oder in die Vorlesungsverzeichnisse deutscher und ausländischer Universitäten, zumutbar und wahrscheinlich erkenntnisfördernd gewesen.

Vielleicht hat die von Engel mit Recht beklagte Provinzialität und international weitgehende Unsichtbarkeit der deutschen Afrika-Politologie (die Ethnologie, die Linguistik und die Geschichtswissenschaften kann er nicht gemeint haben, die sind international sehr gut vernetzt und deutlich sichtbar) ja auch mit derartigen Gesichtsfeldverengungen zu tun. Engel plädiert, im Gegensatz zu Tetzlaff, mit Recht dafür, in der Afrikaforschung systematisch die Ergebnisse der Nachbarwissenschaften zu rezipieren. Kein international ernstzunehmender Afrika-Ethnologe würde je behaupten, man brauche die Geschichtswissenschaften nicht, oder die Afrika-Linguistik, und umgekehrt gilt das genauso. Und schaut man sich einmal das Werk von Afrika-Politologen an, die international sehr stark rezipiert werden (man denke nur an die französischen Kollegen), dann fällt doch gerade auf, wie stark diese von den Arbeitsergebnissen gerade der Ethnologie und der Geschichtswissenschaften profitieren. In *Politique Africaine*, einer der international führenden politikwissenschaftlichen Afrika-Zeitschriften, kommen Ethnologen ausführlich zu Wort. Oder nehmen wir ein Beispiel aus Deutschland: einer der hier in den letzten Jahrzehnten wohl erfolgreichsten Ansätze in der Entwicklungssoziologie, die sogenannte „Bielefelder Schule“, zeichnete sich gerade dadurch aus, dass sie in Lehrprogramm und Methodendesign systematisch die Nähe zur Ethnologie suchte und darüber hinaus großen Wert auf die Ausbildung in lokalen Sprachen legte. Vielleicht würden sogar Politologen von der von Tetzlaff als „traditionell“ abgewerteten Ausbildung in afrikanischen Sprachen profitieren? Umgekehrt stellt ein Ethnologe, der beim Vorbereiten einer Lehrveranstaltung Literatur etwa zum Funktionieren von afrikanischen Verwaltungen, Steuersystemen oder, sagen wir, Parteien und Parlamenten, sucht, leider mit Erstaunen fest, dass sich die deutschsprachige afrikabezogene Politikwissenschaft in den letzten Jahrzehnten und bis in die jüngste Zeit mit solchen genuin politologischen Gegenständen empirisch kaum

beschäftigt hat. Anscheinend hat jahrelang die Erforschung der „gesellschaftlichen Dynamiken als Ganzes, in toto“ (Tetzlaff) die vorhandene Energie aufgebraucht.

Ich lese Engels und Tetzlaffs Äußerungen als Ausdruck der Schwierigkeiten, innerhalb der deutschsprachigen Politologie, der Soziologie und der Wirtschaftswissenschaften Dritt-Welt-Perspektiven, und insbesondere Afrikaperspektiven, institutionell und personell besser zu verankern oder auch nur zu verteidigen. Die „Süd“-Kompetenzen dieser Wissenschaften wurden in den letzten Jahren eher abgebaut als ausgebaut, am deutlichsten vielleicht in den Politikwissenschaften, wo mehrere auf die außereuropäische und außernordamerikanische Welt bezogene Professuren in solche für Europaforschung umgewandelt wurden. Dafür aber nun „Orchideenfächer“ wie etwa die von Tetzlaff namentlich benannte Äthiopistik haftbar zu machen (die in Deutschland durch eine einzige Professur vertreten ist), ist, mit Verlaub, absurd. Die Diskussion müsste vielmehr in den großen sozialwissenschaftlichen Disziplinen geführt werden. (So gesehen, ist auch das *afrika spectrum* nicht der angemessene Platz für diese Debatte; sie sollte z. B. in der Zeitschrift für Politikwissenschaft geführt werden...) Dass sie dort schwierig zu führen ist, hat sicher Ursachen, die von den wenigen Afrika-Politologen, -Soziologen, -Wirtschaftswissenschaftlern, die es in Deutschland gibt, nur schwer zu beheben sind. Elf Professorinnen und Professoren für die Sprachen und fünf für die Geschichte Afrikas in ganz Deutschland sind sicher nicht zu viel (wie viel Professuren hat die Romanistik, wie viele die Historische Landeskunde?). Und natürlich müssen sich auch diese Wissenschaften den Kriterien der Leistungsbewertung von Forschung und Lehre stellen, die heute an den Universitäten üblich sind. Das eigentliche Problem der deutschen Afrikaforschung aber sind die wenigen, und in der Zahl eher abnehmenden, afrikabezogenen Professuren in den großen Sozialwissenschaften. Wie Engel zu Recht betont, könnten allerdings die deutschen Afrika-Politologen, -Soziologen, -Wirtschaftswissenschaftler gegenüber den Kollegen in ihren eigenen Disziplinen von einer stärkeren Position aus argumentieren, und von anderen Afrikawissenschaftlern auch wirkungsvoller unterstützt werden (wie jeder weiß, der einmal in einer entsprechenden Berufungskommission gesessen hat), wenn sie dem Beispiel der afrikabezogenen Kultur-, Geschichts- und Sprachwissenschaftler folgten, größeren Wert auf empirisch fundierte Forschung sowie auf interdisziplinäre Zusammenarbeit und Kooperation mit afrikanischen Wissenschaftlern legten und durch bessere internationale Vernetzung und Publikationen in den internationalen Wissenschaftssprachen auch weltweit sichtbar würden. Engels Äußerungen entnehme ich, dass eine jüngere Generation von Afrika-Politologen das ähnlich sieht. In dieser Debatte, die in erster Linie in den großen Gesellschaftswissenschaften zu führen ist, sollten die deutschen Afrikapolitologen, -Soziologen, -Wirtschaftswissenschaftler ihre Kollegen aus den anderen Afrikawissenschaften nicht verunglimpfen. Sie sollten vielmehr deren Unterstützung suchen und auch erhalten. Dass es in Bayreuth, einzigartig in Deutschland, auch weiterhin einen afrikabezogenen rechtswissenschaftlichen Lehrstuhl geben wird, ist doch nicht in erster Linie der besonderen Aufgeschlossenheit der dortigen Juristen zu schulden, sondern der hervorragenden interdisziplinären Afrika-Forschung, die die Voraussetzung bildete für die erfolgreiche Lobby-Arbeit der ande-

ren Afrikawissenschaftler. In den USA expandieren ü brigens derzeit die Afrikawissenschaften, aber aller gemeinsam, wobei die Kultur-, Geschichts- und Sprachwissenschaften der Motor dieses Aufschwungs sind.³ Dies scheint mir zu belegen, dass das Streben nach Exzellenz, interdisziplinärer Kooperation und Inklusion eine sehr viel fruchtbarere Strategie für die Afrikawissenschaften darstellten als Diffamierung und Exklusion.

Thomas Bierschenk, Studium der Geschichtswissenschaften, Politologie, Soziologie und Volkswirtschaftslehre, ist Professor für Kulturen und Gesellschaften Afrikas am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz. Er forscht zu politischen Entwicklungen in den frankophonen Ländern West- und Zentralafrikas.

³ s. New York Times; <www.nytimes.com/2003/11/12/nyregion/12COLL.html?pagewanted=2&ei=1&en=03ecb50355f8659c&ex=1069749774> v. 12.11.03